

«Das ethische Dilemma rund um Sicherheit und Freiheit kristallisierte sich in der Debatte über das Besuchsverbot.»



Elisabeth Seifert

Chefredaktorin

## Liebe Leserin, lieber Leser

Vor einem Jahr schien das Virus noch weit weg – in einer chinesischen Stadt namens Wuhan grassierte eine neuartige Lungenkrankheit. Im Februar 2020 gab die Weltgesundheitsorganisation WHO dem neuen Virus den Namen Covid-19, die Abkürzung steht für «Corona Virus Disease 2019». Über China und Oberitalien gelangte das Virus auch in die Schweiz: Am 25. Februar wurde im Tessin der erste Coronafall bestätigt. Dann ging es Schlag auf Schlag: Grossanlässe wurden abgesagt, am 28. Februar stufte der Bundesrat die Situation als «besondere Lage» ein, am 16. März folgte die «ausserordentliche Lage» und damit der Lockdown, der das öffentliche Leben für Wochen lahmlegte, bis Ende April erste Lockerungen erfolgten und am 19. Juni mit dem Ende der ausserordentlichen Lage wieder so etwas wie Normalität einkehrte. Schon bald aber stiegen die Infektionszahlen wieder – im Oktober hat uns die zweite Welle erfasst.

Das Virus hat uns noch immer im Griff – und macht Angst. Sei es die Angst davor, sich selbst und andere mit der unberechenbaren, in allzu vielen Fällen tödlich verlaufenden Krankheit anzustecken. Oder sei es die Angst um die wirtschaftliche Existenz oder die Angst, Kontakte zu Freunden und Angehörigen zu verlieren, sozial zu vereinsamen.

Von der Krise besonders betroffen waren und sind die Institutionen – auf verschiedene Arten. Vor allem die Mitarbeitenden sowie Bewohnerinnen und Bewohner der Pflegeheime haben lernen müssen, mit dem Virus zu leben. Betroffen waren allerdings auch die Einrichtungen im Behindertenbereich. Und die sozialen Folgen der Coronakrise belasten auch Organisationen, die sich um Kinder- und Jugendliche aus schwierigen Familienverhältnissen kümmern.

Während wir aber in der ersten Pandemiewelle gleichsam im Blindflug durch die Krise navigierten, haben wir seither Erfahrungen sammeln können – die Gesellschaft, die Behörden und die Institutionen. Viele Pflege- und auch Behinderten-

einrichtungen haben derzeit verstärkt mit dem Virus zu kämpfen. Wir wissen aber mittlerweile, dass selbst noch so gute Schutzkonzepte nicht verhindern, dass sich das Virus seinen Weg in eine Institution bahnen kann. Die öffentliche Berichterstattung hält sich denn auch mit Skandalisierungen weitgehend zurück. Die Behörden verzichteten darauf, rigide Massnahmen zu erlassen. Die Institutionsleitenden haben aber auch mehr Sicherheit darin gewonnen, angepasst an die Situation vor Ort und die Bedürfnisse ihrer Klientel zu reagieren.

Das Virus sensibilisiert die Gesellschaft als Ganzes und die Gemeinschaften in den Institutionen für existenzielle, schwierig zu beantwortende Fragen: Inwiefern dürfen wir individuelle Freiheiten einschränken, um gesundheitliche Risiken zu reduzieren? Unter welchen Bedingungen dürfen wir das oder müssen wir das sogar? Dieses ethische Dilemma rund um Sicherheit und Freiheit kristallisierte sich in der heftig geführten Debatte über das Besuchsverbot in den Heimen. Die zentralen gesellschaftlichen Fragen ziehen sich durch die Beiträge in diesem Heft, mit dem wir bilanzierend auf die erste Pandemiewelle zurückblicken – und so hoffentlich ein paar Hilfestellungen für die aktuelle zweite Welle geben können. Wie Daniel Höchli, Direktor von Curaviva Schweiz, in seinem einleitenden Beitrag deutlich macht, musste auch der Verband seine Rolle in dieser, die Institutionen ausserordentlich hart treffenden Krisensituation finden. Die Arbeit des Verbands und der Institutionen hat durch die Krise an öffentlicher Resonanz gewonnen. Dies bedeutet eine grosse Chance und grosse Verantwortung zugleich. ●

Titelbild: Das Coronavirus hat uns fest im Griff – ganz besonders die Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf. Foto: Adobe Stock